

Seit vielen Jahren wird die unter diesem Kirchenraum liegende frühere Begräbnisstätte der Ursulinschwester während der Fastenzeit mit einer künstlerischen Intervention gestaltet. Heuer erging die Einladung dazu an den Künstler *Adam Ulen*. Die Kuratorin des Kunstprojekts *Dr. Martina Gelsinger* wird am Ende dieses Gottesdienstes noch Einiges zur Person des Künstlers und seiner Installation sagen. Ich möchte nur zwei von deren Hauptelementen herausgreifen – als mögliche Impulsgeber für das Grundmotiv des Aschermittwochs: „memento mori“ – die Erinnerung der eigenen Sterblichkeit.

Meines Wissens stellt den ursprünglichen Ausgangspunkt für die aktuelle Kunstinstallation eine menschliche Figur/Puppe dar, die mit einem rosafarbenen Pyjama bzw. Hausanzug bekleidet in Seitenlage am Boden kauert und deren Kopf unter einem Sandhaufen begraben liegt. „Tot?“, fragt sich der Betrachter unwillkürlich. Wer genau hinsieht, bemerkt einen kleinen Strohalm, der als Luftröhrchen aus dem Sand ragt. „Also vermutlich nicht tot, sondern nur ‚den Kopf in den Sand gesteckt!‘“ – „Den Kopf in den Sand stecken“ ist eine gängige Metapher für einen Menschen, der die Realität nicht wahrhaben will und sie mutwillig aus seiner Wahrnehmung auszuklammern bzw. zu verdrängen sucht.

Mit dieser eingängigen Symbolik korrespondiert das zweite Hauptelement der heurigen Kunstinstallation in unserer Krypta: Der Vorraum als ehemaliger Aufbahrungsraum der Ursulinen Gruft ist wie ein (eher jugendliches) Wohnzimmer eingerichtet – mit einem besonders auffälligen Poster über dem Bett: „*Home – sweet home*“. Man kann das als eine direkte, positive Referenz zum Hauptmotiv des Aschermittwochs verstehen: Das Wohnzimmer im Aufbahrungsraum als Bild für das menschliche Leben, das sich immer, zeitlebens gleichsam im Vorhof des Todes abspielt.

Mir hat sich aber – v.a. in Verbindung mit der Figur, die ihren Kopf in den Sand steckt – noch eine zweite Deutungsmöglichkeit nahegelegt: Der (in unserem Fall zumal) fensterlose Vorraum der Gruft, ausgestaltet als „*Home – sweet home*“, könnte stehen für die eigenen vier Wände als Kokon, in dem man es sich behaglich eingerichtet hat, um die übrige Welt und ihre Wirklichkeit auszuklammern – und die eigentliche Realität des Lebens zu verdrängen, zu der die Endlichkeit und der Tod ja konstitutiv dazugehört.

Es gibt meiner Wahrnehmung nach 3 Hauptwege zum Umgang mit der Aufforderung des Aschermittwochs zur Erinnerung der eigenen Sterblichkeit:

Man kann mit Trauer und Resignation darauf reagieren und sich der Vergeblichkeit alles menschlichen Tuns und Strebens unterwerfen. Diese Reaktionsweise tendiert dazu, sich in tatenlose Gleichgültigkeit aufzulösen. Wer so lebt, hat sein Leben eigentlich bereits aufgegeben bzw. den eigenen Tod vorweggenommen: leben, als wäre man bereits tot.

Man kann – und das vermag die heurige Kunstinstallation besonders vor Augen zu führen: man kann der Erinnerung der eigenen Endlichkeit aber auch mit Abwehr, mit mutwilliger Verdrängung und Abschottung vor der Realität begegnen. Ich glaube, dass damit eine weit verbreitete Wunde unserer modernen Gesellschaft offengelegt und angesprochen ist: Es sich – so gut und behaglich und lange es eben geht – einrichten in dieser Welt; ein möglichst gut abgesichertes, gleichsam wattiertes Leben, aus dem die Begegnung mit allem weitgehend ausgeschaltet wird, was dessen Endlichkeit und Prekarität ins Bewusstsein rufen könnte: Krankheit, Elend und fremde Not – und eben der Tod; den Kopf vor all dem in den Sand stecken; leben, als gäbe es das alles nicht oder ginge einen nichts an. – Wer aber so todesvergessen und scheinbar grenzenlos lebt, raubt dem Leben zugleich seinen (Wert-)Maßstab. In einem Leben ohne Tod behält nichts seinen absoluten Wert, wird letztlich alles gleichgültig, wird alles seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit beraubt – sogar die Liebe. Wer so lebt, hat sein Leben eigentlich bodenlos entwertet und damit weggeworfen: leben ja – aber wozu eigentlich noch?

Ich glaube, dass der Aschermittwoch mit seiner Aufforderung zum „memento mori“ gerade zum gegenteiligen und dritten Weg, mit dem Tod zu leben, einladen und ermutigen will: nicht zu todesverliebter Resignation und Morbidität, nicht zu todesvergessener Realitätsflucht und Besinnungslosigkeit, sondern zum Ernst- und Wahrnehmen des Lebens in seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit, zur Annahme des – wenngleich befristeten, aber nur deshalb absolut wertvollen – Lebens als Geschenk; Leben als einmalig geschenkte Möglichkeit, um ...

Ja, genau die Antwort auf diese Frage zu finden, wäre die Aufgabe, die uns die alljährliche Fastenzeit als Zeit der Lebenserneuerung stellt. Die Erinnerung der eigenen Sterblichkeit als Auftakt zu dieser Zeit will gerade nicht die Freude am Leben nehmen, sondern alle uns geschenkte Vitalität neu entfachen.

*Dr. Markus Schlagnitweit, AkademikerInnen- & KünstlerInnen-Seelsorger*